

Prolog

In den Krallen der Angst

1989

Wie eine Dampfwalze, die den Rest meines Selbstwertgefühls niederdrücken wollte, schob sich die Besuchergruppe von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz. Schon wieder und so viele, schoss es mir durch den Kopf.

Mein Herz schlug eigenartig laut. Mein Brustkorb wurde eng. Ein Schwindelgefühl erfasste mich. Mir ging es entsetzlich. Die Besucher blieben nach Gutdünken mal hier, mal dort stehen und schauten zu, wie meine Kolleginnen an ihren automatischen Bestückungstischen mit geschickten Händen Dioden, Widerstände und viele andere Bauteile in die vorgeschriebenen Lötlöcher steckten.

Mir brach der Schweiß aus allen Poren, wenn ich nur daran dachte, dass ich dort sitzen müsste. Ruhige Hände brauchte ich auch für meine Arbeit, aber ich musste die kniffligen Sachen nicht grade dann verrichten, wenn ich beobachtet wurde. Diesen Vorteil nutzte ich voll und ganz für mich aus. Trotzdem jagten die Besucher mir immer wieder Angst ein und ich war deswegen ständig auf der Hut, um mich vor schrecklichen Situationen zu schützen. Dadurch war ich jeden Tag in Dauerstress und Alarmbereitschaft. Ich musste schwierige Arbeiten aufholen, weil ich sie beiseite gelegt hatte. Um mich wiederum vor diesem Druck zu bewahren, erledigte ich diese Sachen lieber zuerst, vorausgesetzt, dass niemand neben mir stand.

Mein Herz raste und setzte kurz aus. Die Angst steigerte sich dadurch erheblich. Atme ganz ruhig, befahl ich mir und fühlte gleichzeitig ein Stechen in der Herzgegend. Ich blickte auf. Die Gruppe schob sich wie eine Gefahr langsam immer

näher heran. Zu langsam. Als wollten die Besucher es auskosten, mich zu quälen, im wahrsten Sinne des Wortes, diese Minuten, die mir wie Ewigkeiten erschienen, waren eine einzige Qual. Aber rücksichtslos kamen die Männer auf meinen Tisch zu. Dankbar war ich immer, wenn sie sich mehr für die jungen Frauen als für unsere Arbeit interessierten. Manchmal aber hatte ich das Pech, dass ein Herr mittleren Jahrgangs gerade mich ansprach. Er wäre sicher weitergegangen, wenn er gewusst hätte, was er mir damit antat. Angespannt und in Schweiß gebadet, saß ich an meinem Arbeitsplatz, als die Gruppe an mir vorbeisclenderte. Diese Momente kamen jedes Mal einer Katastrophe gleich. Wie gerne hätte ich sie aus meinem Leben gestrichen. Die Aufregung legte sich erst nach Stunden, die Enttäuschung über mein Verhalten, mein Versagen, konnte ich so schnell nicht verwinden.

Die nächste teuflische Situation musste ich gleich am nächsten Tag verkraften.

»Bitte, Lilo, hier ist mir die Lasche abgebrochen, kannst du mir eine neue einsetzen?« Marga stand neben mir und legte das kleine Gerät auf meine Arbeitsfläche.

»Aber ja doch«, antwortete ich ganz locker.

Jeden Tag baute ich dieses Teil ein, das bei der Montage leicht abbrach. Es war nichts Besonderes, eine Arbeit, die zu den leichtesten gehörte. Marga legte mir jeden Tag ein paar Module oder schon zusammengebaute Geräte hin, ging in der Zeit, in der ich sie einbaute, zur Toilette oder zu ihrem Arbeitsplatz zurück. Dieses Mal blieb sie neben mir stehen. Ich nahm das Gerät, stellte es so hin, dass ich die abgebrochene Lasche bequem ausbauen konnte. Nahm den LötKolben in meine rechte Hand, mit der linken hielt ich das LötZinn. Unter den Blicken von Marga konnte ich meine rechte Hand nicht zu der Lötstelle führen, weil sie zitterte.

Warum nur? Marga tut mir nichts. Sie hat nicht mehr zu sagen als ich. Diese Arbeit könnte sie nicht erledigen, also beherrsche dich!

Vor Aufregung stieg mir das Blut in den Kopf, als würde er platzen. Endlich fand der LötKolben an dem Bauteil Halt. Die Lötstelle wurde im Bruchteil von Sekunden heiß. Mit der linken Hand hob ich das Gerät leicht an und das abgebrochene Teil fiel heraus. Mein Herz raste, meine Knie schlotterten. Jetzt kam das Schlimmste. Ich musste die Lötstelle freisaugen und Marga sah noch immer zu. Was denkt sie wohl? Kann sie nicht woanders hinsehen? Womit kann ich sie ablenken?

Meine Aufregung steigerte sich ins Unermessliche. Inzwischen war ich vollkommen nassgeschwitzt. Krampfhaft überlegte ich, was ich fragen könnte, um sie abzulenken.

»Wie geht es deinen Kindern«, fragte ich, doch es interessierte mich nicht im geringsten. Auf jeden Fall nicht in diesem Zustand, in dem ich mich befand. Meine Hände zitterten und ich bekam die Lötstelle nicht frei. Meine Linke hielt den Absauger nicht nahe genug an die heiße Lötstelle. Würde ich zu dicht an den LötKolben kommen, würde die Spitze des Absaugers schmelzen. Dazu brauchte man eine absolut ruhige Hand. Ich versuchte es ein paar Mal, dann hatte ich in meiner Not die Ausrede gefunden: »Er ist verstopft.«

»Ach, meinen Kindern geht es gut. Sie machen mir kaum Sorgen. Sie gehen sogar gerne zur Schule«, gab sie mir zur Antwort.

Umständlich reinigte ich das Gerät und hoffte, dass Marga mal woanders hinsah. Ich drehte es wieder zusammen und meine Unsicherheit steigerte sich, weil mir die Ausrede mit dem verstopften Absauger nicht genutzt hatte. In meinem Kopf fing es an zu rauschen.

Bleib ruhig – bleib ruhig.

Ich zog meine Schublade mit den Ersatzteilen auf, sah eine Lasche und schob sie unter die Widerstände. Nun hatte ich

eine Ablenkung für Marga gefunden, bevor ich einen neuen Versuch startete, um die Lötstelle frei zu saugen.

»Kannst du schon mal zu Marlies gehen und mir ein paar Laschen holen? Ich habe heute schon so viele einbauen müssen.«

Sie wendete sich ab. Ich lötete die Stelle frei und baute blitzschnell meine Lasche ein.

»Ach, Marga, ich habe doch noch eine gehabt«, sagte ich, stellte das Gerät zur Seite und setzte meine Arbeit fort. In den wenigen Sekunden, in denen sie abwesend war, hatte ich die Lasche einbauen können. Mein Herz aber raste und klopfte laut und unregelmäßig. Noch immer zitterte ich am ganzen Körper. Deshalb stand ich auf, ging zum Toilettenraum und versuchte, mich zu beruhigen. Unglücklich und verzweifelt war ich, dass mich eine Arbeit, die im Schlaf erledigt werden konnte, so durcheinanderbrachte.

Ach, nein, doch nicht die Arbeit. Marga war es, nur weil sie danebenstand. Nur weil sie zusah. Nein. Auch nicht Marga. Ich war es.

Aber warum? Warum nur, fragte ich mich jeden Tag aufs Neue. Schon lange wusste ich, dass ich es nicht alleine schaffen würde, meine Angst zu überwinden. Immer und immer wieder wurde ich der Spielball dieser Angst, wenn ich von ihr in die grausige Tiefe gerissen wurde. Früher war ich doch ein lebensbejahender Mensch, dass es mir fast unwirklich und rätselhaft erscheint, dass ich so geworden bin, wie ich jetzt bin.

In meinem Elternhaus habe ich doch eine glückliche Kindheit und Jugend verbracht, um die mich viele beneiden würden. Trotzdem war mir die Erinnerung an diese Zeit in den späteren kummervollen Jahren kein Trost. An diesem Tag tröstete mich nur der Gedanke, dass ich Hilfe bei einer Psychotherapeutin annehmen würde. Nach einer Angstatacke

hatte ich einen Termin bei ihr vereinbart. Wenige Tage später saß ich ihr erwartungsvoll gegenüber. Ihren Vorschlag, an einer Gruppentherapie teilzunehmen, wies ich entsetzt zurück.

»Warum lehnen Sie eine Gruppentherapie ab?«

»Das ist doch gerade mein Problem, ich mag nicht sprechen, wenn mehrere Leute versammelt sind«, antwortete ich auf ihre Frage.

»Was passiert dann mit Ihnen?«

»Ich werde schrecklich unsicher.«

»Wie macht sich das bemerkbar?«, forschte sie weiter.

»Ich bekomme Angst.«

»Was macht die Angst mit Ihnen?«

Was soll ich darauf antworten, dachte ich. Meine mühsam gewährte Ruhe war schon wieder wie weggepusht. Doch ich versuchte eine Antwort:

»Diese Angst, sie will mich erdrücken«, sagte ich total verunsichert. Mir fiel es wahnsinnig schwer weiterzusprechen, doch der ruhige Blick von Frau Dietrich gab mir Mut. »Nein, sie erdrückt mich. Sie drückt mich nieder. Ich verliere die Kontrolle über mich. Ich kann mich auf nichts mehr konzentrieren. ... Ich ... ich kann einfach nicht mehr klar denken. Es ist ... es ist jedes Mal furchtbar, wenn mich ...« Eine Faust legte sich auf meinen Mund, meine Kehle war wie zugeschnürt, ich brachte keinen Ton mehr heraus. Ich könnte jetzt von meinen Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen reden, könnte endlich einmal alles loswerden, was mich quält, könnte sagen, wie mich die Angst schwitzen und anschließend frieren lässt, wie sie mein Blut durch den Körper peitscht, dass ich rot werde und glaube, mein Kopf zerspringt, könnte ihr anvertrauen, wie sie mich zittern lässt ... am ganzen Körper vibrieren. Müsste zugeben, wie ich mich in diesen Situationen schäme. Wie sehr ich mich schäme, dass ich mich von einem einzigen Menschen so klein machen ließ. Aber nichts von diesen Gedanken kam über meine Lippen. Ich

versuchte, tief einzuatmen. Es ging nicht, es verunsicherte mich noch mehr. Ich hatte das Ausatmen vergessen, glaube ich, und war gleichzeitig erleichtert, dass ich überhaupt schon etwas gesagt hatte. Frau Dietrich sah mich still an und wartete. Ich muss jetzt sagen, was ich immer empfinde, dachte ich, und die Gedanken kreisten in meinem Kopf herum. »Ich glaube, ich vergesse zu atmen. Gleichmäßig weiterzuatmen wenn mich die Angst überfällt, meine ich. ... Diese Situationen, sie machen mich so hilflos. So klein«, presste ich aus mir heraus und fühlte mich, als bezichtigte man mich einer Untat. »So erbärmlich klein ... Die Angst ... sie lässt mich ... nicht leben.«

Das war zu viel für mich. Ich spürte das Zucken meiner Mundwinkel. Frau Dietrich ließ mir Zeit, mich zu beruhigen. Dann stellte sie Fragen nach meiner Kindheit und meinem Elternhaus und ich erzählte.

»Ihre Augen leuchten, wenn Sie erzählen«, bemerkte sie. Ich musste lächeln. Ja, meine Kindheit. Sie war wunderschön.

Nach dieser ersten Sitzung hatte ich ein verlängertes Wochenende vor mir. An diesen Tagen schweiften meine Gedanken, angereizt durch das Gespräch mit Frau Dietrich, zurück in die Vergangenheit.

Glückliche Kindheit und unbeschwerte Jugend 1937 – 1960

Als Jüngste von sieben Kindern wuchs ich, von allen geliebt, umhegt und beschützt, heran. Ich sehe mich noch neben meinem Papa stehen, wenn er sich die Gemüsebeete im Garten ansah. Ich sehe meine Mama, die immer für mich da war, sehe mich an der Hand meiner Brüder durch die Gegend streifen, in der schattigen Laube mit einer Puppe spielen oder mit den Nachbarsjungen streiten. Heinz und Franz, die beiden ältesten Brüder, waren damals schon bei der Wehrmacht. Auch Eva, achtzehn Jahre älter als ich, war schon außer Haus. Sie nutzte aber jede Gelegenheit, um Mama und Papa zu besuchen und mich mit einem neuen Kleidungsstück zu überraschen, das sie mit viel Geschick und Liebe selbst angefertigt hatte. Von Kurt, der dreizehn Jahre älter als ich war, weiß ich nur, dass er uns ab und zu besuchte. Er wurde schon in sehr jungen Jahren an die Front geholt.

Mit Günther und Jens, sieben und fünf Jahre älter als ich, verlebte ich einige Jahre meiner Kindheit, aber sie waren mir mehr Beschützer als Spielkameraden, denn unsere Interessen gingen verständlicherweise weit auseinander.

Als meine Eltern im Jahre 1941 in ein kleines Dorf in der Altmark zogen, war ich gerade vier Jahre alt.

Dieses Dorf lag etwas tiefer als die umliegenden Ortschaften und war umgeben von Wiesen und Feldern. In der Ferne sah man die Kiefern- und Mischwälder, die sich kilometerweit in die Landschaft erstreckten. Nur sechsundzwanzig große und kleinere Bauerngehöfte und zwei Einfamilienhäuser standen links und rechts längs der leicht gekrümmten Dorfstraße. In dem Einfamilienhaus an dem einen Ende des Dorfes wohnte der Lehrer, in dem anderen, am

anderen Ende, etwas abgelegen, wohnten wir.

Und in diesem winzigen, anschaulichen Dorf verlebte ich meine Kinderzeit mit unendlich vielen schönen Erinnerungen. Was mir als kleines Mädchen nicht gefiel, war, dass ich, wenn ich mal eben in den Garten huschen wollte, durch den Hühnerauslauf gehen musste. Ich hatte aber Angst vor diesem Federvieh. Doch wann immer es möglich war, meine Brüder begleiteten mich verständnisvoll durch die Gefahrenzone. Einmal hob mich Günther mit so einem Schwung auf seine Schultern, dass ein Huhn dermaßen erschrak und in Panik wild flatternd zum Flug ansetzte, dabei aufgeregt gackernd an meinem Kopf vorbeiflog, um auf dem Fenstersims des Hühnerstalls zu landen. Ich muss schreckenserfüllt aufgeschrien haben, weil ich glaubte, das Huhn wollte mich angreifen. Aber Günther sorgte für Abhilfe. Er nahm mich gleich darauf an die Hand und führte mich zu den Hühnern, drückte mir eine Schüssel mit Körner in die Hand, die ich dann verstreute. Ich sah nur noch friedlich tuckernde Hühner um mich herum, die nach den Körnern pickten. Meine Angst war vergessen.

Unsere Pute wird nie Angst gehabt haben. Sie war anhänglich wie ein treuer Hund. Selbst wenn mein Vater Holz hackte, stand sie neben ihm.

»Komm, Amanda, leg deinen Kopf auf den Hackklotz, du wirst jetzt geschlachtet«, forderte er die Pute auf. Und Amanda gehorchte. Mit lang ausgestrecktem Hals wartete sie. Er hob das Beil, schwang es hoch, damit das Schauspiel besonders gut wirkte, und ließ es dann sachte bis zum Putenhals nieder. Er berührte dabei aber gerade mal vorsichtig die Federn, aber Amanda hielt still, bis die Vorführung beendet war. Danach schüttelte sie so kräftig ihr Gefieder, dass man hätte meinen können, sie freute sich ihres Lebens. Irgendwann wurde es ernst. Amanda sollte in den Kochtopf. An dem Tag, als meine Mutter das Tier schlachtete, reiste

Papa in die Kreisstadt und war den ganzen Tag verschwunden. Bei den Mahlzeiten verzog er an den nächsten Tagen das Gesicht. Vom Fleisch rührte er nichts an. Er trauerte um seine Amanda.

Etwa hundert Meter von unserem Haus entfernt, Richtung Dorf, lag ein braches Stück Land. Auf einer kleinen Erhöhung lagen Findlinge in verschiedenen Größen. Im Laufe der Jahre wurden von den Dorfbewohnern viele Steine dazugeworfen. Für uns Kinder war es ein herrlicher Spielplatz. Ich mochte ihn besonders gerne, weil dort zwischen den Steinen Wildblumen und Gräser dekorativ ihren Platz gefunden hatten. Mein Lieblingsplatz war es, wenn dort der Fingerhut oder die Weidenröschen blühten.

Ich war sieben Jahre alt, als ich dort von Stein zu Stein hüpfte und auf meine Mutter wartete. Sie war ins Dorf gegangen. Als sie zurückkam, hatte sie ihre Schürze vor das Gesicht gezogen. Meine Mama. Ich lief ihr entgegen und sah, dass sie weinte. Ich hatte meine Mutter noch nie weinen sehen. »Heinz ist tot«, schluchzte sie in ihre Schürze.

Sie hatte ein Telegramm erhalten.

Gefallen für das Deutsche Reich. Mein ältester Bruder Heinz.

Das war im April 1945, wenige Tage vor Kriegsende.

Die traurige Stimmung spürte ich auch noch am darauffolgenden Weihnachtsfest. Die Eltern saßen auf dem Sofa, während ich mit den Brüdern auf dem Teppich spielte. Ein Blick zu ihnen ließ mich im Spiel innehalten und nachdenklich werden, denn Mutters feuchte Augen verrieten ihren Schmerz. Sie stand gleich danach auf und verließ das Zimmer. Vater folgte ihr, aber er kam bald zurück und setzte sich wieder still in die Sofaecke.

Mutter kam an diesem Heiligen Abend nicht mehr zurück ins Weihnachtszimmer. Ich wusste, dass sie um ihren toten

Sohn weinte und daran dachte, wie er das vorige Weihnachtsfest bei uns verlebt hatte. Er und seine blutjunge, hochschwängere Frau. Auf seinen Schoß hat er mich gehoben und hin- und hergeschaukelt.

Meinem Bruder Franz schrieb ich Briefe an die Front und malte viele kleine, runde Kreise auf die Ränder. Jeder Kreis war ein Küsschen von mir, ich war doch sein kleiner Liebling. Franz war bereits zwanzig Jahre alt, als ich geboren wurde, und während der Kriegsjahre hatte ich ihn nur zweimal gesehen. Nach dem Krieg hörten wir lange Jahre nichts mehr von ihm und wir wussten nicht, ob er den Krieg überlebt hatte.

An warmen Sommerabenden saßen die Bäuerinnen und Bauern mit den Mägden und Knechten zusammen auf den Bänken vor ihren Höfen oder Häusern an der Dorfstraße. Einfach so. Um den Feierabend zu genießen, um ein bisschen zu plaudern oder den Kindern beim Spiel zuzusehen. Mitten im Dorf, auf einem großen freien Platz neben der Kirche, trafen sich die Kinder und vergnügten sich beim »Der Plumpsack geht um« oder »Ringlein, Ringlein, du musst wandern«. Wir kannten viele Kreisspiele, die alle Spaß machten. Ein anderes Mal sprangen wir mit dem Seil, spielten »Hüpfekästchen« »Bäumchen wechsel dich« oder mit dem Ball. Ich spielte am liebsten Treibball und Völkerball. Spaß brachte es auch, wenn alle miteinander spielten. Die jüngeren mit den älteren, die schon aus der Schule waren und im Berufsleben standen, sowie die Mädchen mit den Jungen. »Räuber und Gendarm« gehören in meiner Erinnerung mit zu den Sternstunden meiner unbeschwerten Kindheit. Wir spielten es am liebsten in den Sommerferien, wenn wir lange aufbleiben durften. Die Räuber versteckten sich im ganzen Dorf, in jedem Winkel, auf jedem Bauernhof und in den Scheunen. Sie liefen über die Hinterhöfe, durch die Gärten bis zu den Wiesen, um am anderen Ende des Dorfes aufzutauchen,

um den Gendarmen zu entkommen. Nach geheimnisvoller Stille schallte übermütiges Geschrei und fröhliches Lachen durch das ganze Dorf. Dieses Entkommen und die Verfolgungsjagd war ein Spiel über Stunden, bis die Räuber von den Gendarmen festgenommen und gefangen wurden.

Danach lief ich verschwitzt zu meinen Eltern, die auf der Bank vor unserem Haus saßen. Mama zog mich zu sich auf die Bank und strich mir liebevoll die feuchten Haarsträhnen aus dem Gesicht. Als die Dunkelheit einsetzte, steckten wir zu später Stunde die Kerzen in den Lampions an und die Nachbarn gesellten sich dazu.

»Kein schöner Land«, sang meine Mutter und alle stimmten mit ein. Es klangen noch viele Abendlieder durch die Dunkelheit. Sogar Papa brummelte ein wenig mit an diesem wunderschönen Sommerabend.

Wir sangen überhaupt viel. Mama hatte ständig ein Lied auf ihren Lippen. Beim Putzen und beim Kochen. Unvergessen sind auch die vielen Spaziergänge durch die Natur. Wenn das Getreide hoch stand und im Wind auf und nieder wogte wie die Wellen auf dem Wasser.

»Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre« sangen wir einmal, denn ich hatte es gerade in der Schule gelernt.

Die Sorgen und Nöte in den schweren Jahren der Nachkriegszeit, die ganze belastende Realität um uns herum haben die Eltern immer von mir ferngehalten. Geschehnisse, die in mir haften geblieben sind und die ich heute als dramatisch beurteile, haben meine Kinderaugen gesehen, aber meine Geistesgaben nicht umsetzen können.

In die Schule ging ich nicht besonders gern. Um eine Durchschnittsschülerin zu sein, musste ich mich immer anstrengen. Chemie und Mathematik waren für mich mehr Qual als Vergnügen. Aber in Sport, Musik, Zeichnen und Handarbeit lagen meine Stärken. In Sport konnte ich meine gute Note trotzdem nicht halten, weil ich vor den

Abschlussprüfungen schwer an Masern erkrankt war und mich lange Zeit nicht davon erholen konnte.

Querfeldein gingen wir über Wiesen und Felder. Martin, mein Cousin, ging mal vor mir und mal neben mir. Wir kletterten durch Stacheldrahtzäune und sprangen über die vielen Gräben, die überall gezogen waren, um Überschwemmungen zu vermeiden. Dieses Land war in den Regenperioden sehr feucht, aber fruchtbar.

Die Sonne stand an diesen wundervollen Tag am wolkenlosen Himmel. Die Getreidefelder, durchsetzt von Kornblumen, Klatschmohn und Margeriten leuchteten uns im Sonnenlicht entgegen. Das Getreide stand schon hoch.

Ich streckte meine Arme aus und ließ meine Hände über die Halme gleiten, so als wollte ich sie streicheln.

Wir sprachen kaum ein Wort. Es war unser letzter Schultag. Unsere Zeugnisse hatten wir noch in Empfang genommen, aber an der Abschlussfeier hatten Martin und ich kein Interesse mehr gehabt.

Eigentlich führen wir jeden Tag mit dem Zug nach Hause. Aber heute? Und bei diesem Wetter? Wir wollten frei sein.

Ich fühlte mich leicht und unbeschwert und war felsenfest davon überzeugt, dass das Leben von nun an besonders schön sein musste.

Mit meinen vierzehn Jahren fühlte ich mich erwachsen.

Martin war vor einem Jahr aus Hamburg zu uns gekommen. Seine Mutter führte ein Geschäft und konnte sich wenig um ihn kümmern. Im Internat hatte er sich nicht wohl gefühlt, so hatten meine Eltern ihn bei sich aufgenommen. Da meine Brüder älter waren und inzwischen längst das Elternhaus verlassen hatten, war es mir mehr als recht, greifbar nahe einen Spielkameraden zu haben.

Als ich längst erwachsen war, erkannte ich, wie herrlich unbeschwert diese Zeit für mich war. An Martin denke ich

heute noch gerne, als wäre er mein gleichaltriger Bruder. Aber wir haben uns nie wiedergesehen. In mein Poesie-Album schrieb er: »Zur ewigen Erinnerung an deinen Bruder.«

Meine gewonnene Freiheit fing wunderbar an, denn als ein Bauer fragte, ob ich bei ihm arbeiten wollte, war ich hellauf begeistert. Natürlich wollte ich. Aufgeregt lief ich zu meiner Mutter.

»Ach, Lilofee, mein Kind«, meinte sie, »jetzt sind doch noch Sommerferien und du bist so zerbrechlich.«

Ihr gegenüber blieb ich hartnäckig. Ich war Feuer und Flamme und ich fühlte mich stark und ich wollte arbeiten. Sofort.

Von montags bis freitags ließ sie mich ziehen. Samstags sollte ich zu Hause helfen.

Ich war selig.

Auf dem Hof war ich der Wirbelwind, der Sonnenschein. Sogar die Oma mochte mich und das sollte bei dieser angeblich hartherzigen Frau etwas heißen. Ich durfte sogar ihre Räume betreten. Sie holte mich manchmal zu sich und lachte über meinen Übermut, schenkte mir einen Apfel und entließ mich mit der Bitte, bald wieder reinzuschauen.

Bald darauf zog eine Familie in das Haus des Bauern. Brigitte, die Tochter dieser Familie, war ein Jahr älter als ich und arbeitete nun auch mit ihrem Vater auf dem Hof.

Jetzt konnte ich Brigitte schon den Ablauf des Tages zeigen.

Abends kochten wir in einem großen Kessel die Kartoffeln für den nächsten Tag vor und morgens in aller Frühe, bevor die Feldarbeit begann, versorgten wir von nun an zusammen die vielen quietschenden und grunzenden Schweine. Die kleinen Ferkel bekamen ein besonderes Futter und die tragenden Säue eine größere Menge und etwas Nahrhaftes dazu.

Einmal in der Woche misteten wir beide die Ställe aus und

verteilten großzügig neues Stroh.

Brigitte trällerte dabei die neuesten Schlager und Liebeslieder. Wir flüsterten und kicherten miteinander und fingen an, uns für die Jungs zu interessieren. Und was die eine nur ahnte, davon hatte die andere schon mehr gehört. Und das Interesse stieg, denn da gab es viel Geheimnisvolles. Brigitte war mit ihren langen schwarzen Locken und ihren fraulichen Formen ein hübsches Mädchen. Ein einschneidendes Erlebnis blieb mir aus dieser Zeit im Gedächtnis haften.

Wir arbeiteten in der Futterküche und wollten Feierabend machen. Brigitte kletterte auf eine Kiste und öffnete ein schmales Fenster. Sie sah auf einen Platz, wo sich Jugendliche trafen und sich auch schon einige aufhielten. Brigitte lachte übermütig und redete mit ihnen. Ich hörte auch die Frage eines Jungen:

»Worauf stehst du?«

»Auf einer Häckselkiste«, lachte Brigitte.

Die Jungen johlten. Sie nannten Brigitte von nun an nur noch Häckselkiste. Häcksel nannten wir die Abfälle vom Getreide, das wir mit dem Schweinefutter vermischten.

Weil Brigitte so genannt wurde, vermuteten andere, dass sich in der Häckselkiste ganz bestimmt etwas abgespielt haben musste. Sie habe es in der Häckselkiste getrieben, behauptete dann jemand. Nun war sie die Dirne des Dorfes. Die Jungen versuchten sie bei jeder Gelegenheit anzugrabschen oder in die Büsche zu ziehen.

Sie hatte nichts Böses getan, ich wusste es und ich wusste auch, dass sie ernstlich in einen jungen Mann verliebt war und er auch in sie.

Seine Eltern waren über die Wahl ihres Sohnes entsetzt. Er zog in ein anderes Dorf und nahm seine Brigitte mit.

Zum ersten Mal erlebte ich, was böser Tratsch anrichten konnte.

Die Arbeit in der Landwirtschaft machte mir weiterhin Spaß. Selbstbewusst glaubte ich sogar, meine Eltern belehren zu dürfen. Sie saßen sonntagnachmittags allzu gerne vor dem Radio und hörten das Wunschkonzert. Einmal kam ich dazu und machte eine dumme, herablassende Bemerkung über den »Soldaten am Wolgastrand«.

»Meine Güte, wie kann man sich nur so etwas Scheußliches anhören?«

In seiner ruhigen Art erklärte mir Papa:

»Dieses Stück wurde zum Gedenken an alle Gefallenen gewünscht und für die, die noch in Gefangenschaft leben, oder für die Männer und Söhne und Brüder, die noch vermisst werden.«

Ich hatte einen Kloß im Hals und sah meinen Vater aus großen Augen an. Erwidern konnte ich nichts, ich schämte mich. Papa legte liebevoll den Arm um mich und ich horchte auf die Stimme im Radio. Auf einmal kam mir der Gesang vor wie ein Gebet für meinen toten Bruder Heinz und für Franz, von dem wir so viele Jahre nach Kriegsende noch immer nichts gehört hatten.

Seit diesem Tag hatte ich ein Ohr für die ernstere und die klassische Musik.

Eines Tages war mein Bauer verschwunden. Bei Nacht und Nebel hatte er alles, was ihm lieb und teuer war, heimlich weggeschafft. Wochen vorher war eine Großbäuerin enteignet worden und er wollte nicht darauf warten, dass ihm dasselbe geschah. Er hatte den Zeitpunkt selbst bestimmt.

Die anderen Großbauern folgten seinem Beispiel, sie gingen alle in den Westen. Ich sah, wie sich unser kleines Dorf veränderte. Aus den Bauernhöfen wurde die LPG und in den Wohnhäusern machten sich Familien breit, die Jahre davor als Flüchtlinge aufgenommen worden waren. Einer von ihnen konnte gut von Politik und Kommunismus reden, von

der Landwirtschaft musste er nicht viel verstehen. Er wurde LPG-Vorsitzender.

Jeder beobachtete nun jeden und die Arbeit, die der eine nicht erledigte, machte der andere auch nicht. Gleichgültigkeit machte sich breit und die Spuren dieser Nachlässigkeit sah selbst ich mit meinen fünfzehn Jahren.

Vorsichtig versuchten mich meine Eltern zu beeinflussen, in den Westen zu gehen. An Mut und Selbstvertrauen mangelte es nicht, aber wahrscheinlich schreckte mich in dieser Zeit doch noch unbewusst dieser endgültige, scharfe Schnitt. Schließlich trennte uns dann eine Grenze, und ein kurzer Besuch am Wochenende wäre damals nicht möglich gewesen. Am Ende waren meine Eltern doch froh, dass ich dageblieben war, denn als im zeitigen Frühjahr die Brutsaison in unserer Brüterei begann, gab es bis weit in den Sommer hinein viel zu tun. Und ich erlebte in dieser Zeit die erste süße Liebe, heimliche Verabredungen und die ersten zarten Küsse mit Arnold.

In einer so kleinen Gemeinde mussten wir höllisch aufpassen, dass niemand etwas merkte. Wenn wir uns am Tage zufällig trafen, würdigten wir uns keines Blickes, am Abend aber ließ ich mich von ihm umarmen.

Mit siebzehn war Tanzen und Flirten zum Mittelpunkt meines Lebens geworden.

Die erste Liebe hielt nur kurz. Arnold war sehr enttäuscht, als er merkte, dass ich einem anderen schöne Augen machte. Ich verliebte mich immer aufs Neue. Tanzte ich mit dem einen, flirtete ich dabei schon wieder mit einem anderen, und wenn mich dieser nette junge Mann anschließend zum Tanz aufforderte, war ich zufrieden. Verliebt himmelte ich ihn an, und wenn er mich beehrte, war er mir schon wieder gleichgültig. Schon wieder lachte ich einem anderen zu und das Spiel begann von vorne. Ich spürte, wie ich auf das andere

Geschlecht wirkte, und dieses Spiel fing an, mir Spaß zu machen.

Am Wochenende schwang ich mich aufs Fahrrad und fuhr mit meinen Freundinnen über die Dörfer zum Tanz. Irgendwo war immer etwas los, in der nahegelegenen Stadt auf jeden Fall. Mama freute sich mit mir und erzählte:

»Mädchen, ich habe auch so gerne getanzt, aber nie die Gelegenheit dazu gehabt. Ach, Lilofee, ich freue mich so für dich. Zieh doch heute dein weißes Bordürenkleid an, das steht dir so gut«, lachte sie mir zu. Mama nähte mir mit Begeisterung die schönsten Kleider, strahlte mich stolz an, wenn ich mich schönmachte und zum Tanz ging.

Wenn ich den Tanzsaal betrat, mein neugieriger Blick in die Runde ging und dabei ein fremdes Gesicht entdeckte, genügte ein kurzer Blick zu dem Fremden. Ich wusste, er würde mich zum Tanz auffordern. Und wirklich, die Musik setzte ein, aber er war nicht schnell genug. Ich tanzte und lachte mit einem anderen und fühlte mich beobachtet.

Beim nächsten Tanz war er schneller.

Am Sonntagmorgen brachte mir Mutter oft das Frühstück ans Bett und setzte sich zu mir. Begeistert erzählte ich vom Tanzabend, wer mich zuerst aufgefordert hatte, wer am häufigsten mit mir getanzt hatte und wer mich nach Hause gebracht hatte oder es wollte. Sie hörte geduldig zu.

Wie raffiniert habe ich später oft gedacht, so war sie immer auf dem Laufenden.

»Steh man auf und übersieh Vaters vorwurfsvolle Blicke«, meinte sie dann. Nein, Vater hatte kein Verständnis für seine lebenslustige Tochter, die sich jetzt die Nächte um die Ohren schlug. Misstrauisch sah er mich an. Ich merkte ihm an, dass er gerne etwas gesagt hätte.

»Vielleicht hat er früher so viele Mädchen verführt und hat jetzt Angst, dass du auch so einem Casanova in die Hände fällst«, meinte sie und zwinkerte mir zu. Vater zog ein schiefes

Gesicht, sagte aber nichts.

Ich wurde nie aufgeklärt, aber ich wusste trotzdem, worauf es ankam. Zum Glück lernte ich in dieser Zeit nur junge Männer kennen, die genauso gerne tanzten, lachten, Händchen hielten und sich mit einem Küsschen auf dem Heimweg zufriedengaben.

Irgendwann organisierte ich mit meiner Freundin eine Tanzveranstaltung, weil in unserem Dorf zu wenig los war. Bärbel und ich freuten uns, als die ersten Gäste eintrafen. Wir liefen aufgeregt nach draußen und hüpfen und sprangen wie zwei aufgeschreckte Hühner auf der Dorfstraße herum, weil wir uns vorher ausgerechnet hatten, wie viele Gäste kommen müssten, damit sich die Veranstaltung bezahlt machte. Wir sahen immer neue Gäste ankommen. Jung und Alt aus den umliegenden Dörfern hatten sich aufgerafft, unser Fest zu besuchen. Später begann ich Wein auszuschenken. Ehrlich erstaunt war ich darüber, dass so viele Dorfbewohner Wein tranken. Ich glaubte, sie würden sich mehr für Bier oder Klaren entscheiden. Es kamen immer mehr Bauern, die an meinem Stand ein Glas Wein begehrten. Wir unterhielten uns über das Fest, über die Hühner und unsere Küken. Sie fragten nach meinem Vater und über die Gartenpflege wollten sie auch einiges wissen.

»Du hast doch bei Familie Ahrens die Gräber angelegt«, sagte Frau Schulz. »Würdest du unsere Gräber auch neu anlegen? Ich komme nicht so gut damit zurecht.«

»Ja, gerne, das mache ich«, freute ich mich über den Auftrag. Gräber pflegte ich gerne. So nebenbei kümmerte ich mich dann um ein paar verwahrloste, alte Gräber. Manchmal besorgte ich sogar ein paar Blumen dafür.

»Von mir bekommst du auch einen Auftrag«, rief mir Frau Junge zu.

»Und meins kannst du auch pflegen, wenn ich mal dod bin«, prostete mir Bauer Lüdecke lachend zu.

Vom Lachen bekam er einen Hustenanfall.

»Das scheint nicht mehr lange zu dauern, bis du unter die Erde kommst«, kicherte Frau Schulz und klopfte ihm kräftig auf den Rücken.

»Ach, Kleene, wenn ick noch ma zwanzich wär, denn wüsst ick, was ick täte. Du bist so eene schmucke Deern geworden«, meinte Herr Steube. Frau Gehrke meinte:

»Du wärst wirklich die richtige Schwiegertochter für mich, dich mag ich wohl leiden. Ja, das wärst du wirklich.«

Ich lachte. Gerade vorige Woche hatte mich ihr Sohn nach Hause gebracht, er konnte toll tanzen und gut küssen konnte er auch.

Ich lachte viel an diesem Abend, und als sich Mutter zu später Stunde dazugesellte, bekam sie so manches Kompliment über ihre hübsche Tochter, die auch noch so tüchtig war und nun auch bald heiraten könnte.

Sogar Vater schien am nächsten Tag ganz zufrieden zu sein. Sein schiefer, misstrauischer Blick von der Seite fiel diesmal aus. Dass ich mit ihr zusammen nach Hause gekommen war, fand er besonders in Ordnung. Er selbst ging nie zu diesen Dorffesten. Vater blieb lieber zu Hause und las ein Buch. Manchmal besorgte er Karten für die Oper und erklärte mir vorher die Handlung. Ich liebte es, gemeinsame Unternehmungen mit ihm zu machen. Einmal fuhren wir beide mit einer Reisegruppe in den Harz, ein anderes Mal mit einer Reisegesellschaft nach Potsdam, besichtigten Schloss Sanssouci und fuhren anschließend mit dem Dampfer auf der Havel.

Sichtlich genoss er diese Tage mit seiner großen Tochter.

Irgendwann wurde mir die Welt in diesem Dorf zu klein. Ich verglich mich mit meinen Freundinnen, die diesen Ort nie verlassen wollten. Manche von ihnen hatten schon einen festen Freund. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft war sogar schon verheiratet und bekam das erste Kind, obwohl sie erst

siebzehn Jahre alt war. Manchmal beneidete ich die Mädchen in meinem Alter ein wenig. Sie alle hatten weibliche Figuren und üppige Busen. Mutter lachte, als ich es einmal erwähnte.

»Lilo, mein Kind, wenn diese Mädchen dreißig sind, werden sie wie Vierzigjährige aussehen, du aber wirst mit vierzig wie eine Dreißigjährige aussehen, glaube mir.«

Ich lachte und freute mich über meinen schlanken Körper.

Aus der Kreisstadt kam eines Tages ein Fotograf ins Dorf. Er ging von Haus zu Haus und fragte, ob er von jemandem in der Familie Aufnahmen machen könnte.

»Oh, ja, natürlich.« Ich flog die Treppe zur oberen Etage hoch und zog mir meine neue silbergraue Bluse aus Ripseide zu meinem schwarzen Rock an, kämmte meine goldblonden Locken und strahlte kurz darauf den jungen Fotografen an. Er schob im Wohnzimmer einen Sessel so hin, dass Licht und Hintergrund günstig für eine Aufnahme waren. Er stolperte über einen Gegenstand, als er einen halben Schritt zurückging. Es war ihm peinlich und er bückte sich und legte diesen Gegenstand neben seine Tasche. Unser Hund kam und schnupperte an seiner Hand. Wir lachten und er streichelte meinen schwarzen Purzel. Er wollte gerade die erste Aufnahme machen, als meine Katze auf meinen Schoß sprang, sich schnurrend im Kreise drehte, um die richtige Schlafstellung zu finden. Wir lachten schon wieder und unser Hund fing an zu bellen und sprang die Katze übermütig an, die ich gerade nach unten setzen wollte. Sie fauchte den Purzel an und nun rannten die beiden wie wild um meinen Sessel herum. Wir hörten gar nicht mehr auf zu lachen. Mutter kam mit dem Kaffeegeschirr und wollte den Tisch decken. Jetzt musste auch sie lachen, weil ich bei der Aufnahme nicht ernst sein konnte. Ich setzte erst einmal die Tiere vor die Tür, und wenn der junge Mann nun noch gesagt hätte, bitte recht freundlich oder bitte lächeln, ich wäre wieder losgeplatzt vor Lachen. Er sagte aber nichts und war bemüht, ein geschäftiges

Gesicht zu machen. Sie lud ihn zum Kaffee ein und er mich anschließend zu einer Fahrt mit seinem Motorroller.

Ganz klar, dass er weit ab vom Dorf anhielt und noch eine Aufnahme machte. Wir unterhielten uns gut und verabredeten ein Treffen. Ich war mal wieder bis über beide Ohren verknallt. Hartmut wohnte weit weg und konnte nur an den Sonntagen kommen. Meine Eltern schlossen ihn ins Herz, so durfte er uns schon bald darauf am Samstagnachmittag besuchen und bei einer Nachbarin übernachten. Hartmut fühlte sich wohl bei uns, denn seine Eltern hatte er schon als kleines Kind verloren. So wuchs er bei der Großmutter auf.

Hartmut und ich verstanden uns gut, so sah ich es gern, wenn er mit Mutter das Gemüse putzte und Vater in den Garten begleitete. Seine Augen aber suchten nur mich bei jeder Gelegenheit. Er half mir im Blumengarten und in der freien Zeit wanderten wir Hand in Hand durch Wiesen und Wälder.

»Was du für hübsche Beine hast«, sagte er bewundernd, als ich auf einem schmalen Pfad vor ihm herging.

»Und was für eine schmale Taille.«

Ich drehte mich um und lachte ihm zu.

»Und was noch?«, fragte ich kess.

»Deine Augen, du hast ein Paar Augen, sie haben mich verzaubert.«

Aber seine Augen, wie sie mich ansahen. Große braune Augen. Und wie treu er mich ansieht, dachte ich. Hoffentlich kann ich ihm treu sein. Noch immer hatte ich ihn gern, das war neu an mir. Ich wünschte mir, dass sich meine Gefühle zu diesem Mann nie ändern würden.

Mit ihm darf ich nicht spielen wie bisher mit allen anderen.

»Du bist eine Hexe. Du hast mich sofort verhext, als ich dich sah.«

Ich lächelte ihn an, gab ihm einen Kuss und rannte davon. Er holte mich ein, umarmte mich und wir ließen uns ins hohe

Gras fallen.

»Aua, nicht so stürmisch, junger Mann«, flirtete ich.

Es gefiel mir, wie er halb über mir lag, es gefiel mir, wie er mich umarmte, es gefiel mir, wie er mich küsste. Als wir wieder aufstanden, zupfte er mir das Gras aus dem Haar und ordnete meine Bluse.

Manchmal fotografierte Hartmut mich, wo ich saß und wo ich stand.

»So schön bin ich nun auch wieder nicht«, sagte ich, als es mir fast lästig wurde.

»Du kleine Hexe, du bist für mich die Allerschönste.«
Munter knipste er weiter.

»Hör auf«, fauchte ich ihn an, drehte mich um und versteckte mein Gesicht. Hartmut kam und kitzelte mich. Wir alberten rum wie die Kinder.

An einem Sonntag waren wir weit hinausgegangen und setzten uns ins Gras. Hartmut pflückte eine Blüte und steckte sie mir ins Haar.

»Ach, meine Lilo, so möchte ich dich immer neben mir haben«, sagte er so zärtlich, dass ich eine Gänsehaut bekam. Er zog mich an sich und wir waren verliebt wie nie zuvor.

»Ich möchte immer mit dir zusammenbleiben.«

Ich lächelte ihn an. Hartmut beugte sich über mich und küsste mich zärtlich. Seine Hände streichelten mich, sehr sanft, dann leidenschaftlicher und fordernder.

»Willst du mich auch?«, fragte er leise.

Ich nahm seine Hand, die meinen Rock hochgeschoben hatte und legte sie um meine Taille. Dort hielt ich sie fest.

»Du wärst der Erste, ich möchte noch ein wenig warten.«

Hartmut drehte sich auf den Rücken und blickte in den Himmel. Dann stand er auf, zog mich hoch, umarmte und küsste mich.

»Du bist mein Mädchen, meine kleine Hexe. – Ich lasse dich nie wieder los. Hörst du? Nie wieder.«

Mir war ganz warm. Wäre er fordernder gewesen, ich glaube, ich hätte nachgegeben. Er wird der Mann sein, dem ich mich hingebe, dachte ich, als wir verliebt nach Hause gingen.

Ich war wirklich eine Hexe. Hals über Kopf verknallte ich mich mal wieder in einen Mann, der zufällig im Dorf war. Ein Blick genügte und wir standen abends verliebt in einer Toreinfahrt. Am nächsten Abend trafen wir uns schon wieder. Am dritten Abend habe ich mich verführen lassen.

Meine Eltern fielen aus allen Wolken, als ich ihnen sagte, dass ich mich nun richtig verliebt hatte.

»Und Hartmut? Was sagst du Hartmut?«, fragte Mama außer sich.

»Die Wahrheit natürlich, etwas anderes kann ich doch nicht sagen, Mama.«

»Überleg es dir gut, Lilo. Der Hartmut ist so ein lieber Kerl.«

»Ich mag ihn doch auch gerne, aber ich liebe ihn nicht. Nicht so, wie ich Erhard liebe«, gab ich zur Antwort.

»Oh, oh. Wenn das nur richtig ist, was du da tust«, meinte Mama besorgt.

Hartmut kam am Sonntag und ohne zu zögern erzählte ich ihm, dass ich mich in einen anderen Mann verliebt hatte. Seine sonst so strahlenden Augen blickten mich fassungslos an. Er stotterte:

»Hast du? – Hat er? Hast – hast du dich mit ihm eingelassen?«

»Ja.«

»Ja, wenn es so ist.« Hartmut ließ seinen Kopf hängen.

»Hätte ich dich doch letzten Sonntag einfach genommen. Du wärest bei mir geblieben. Ganz bestimmt. Aber ich wollte vorsichtig sein, rücksichtsvoll. Ich wollte warten, bis du es auch wolltest.«

Hartmut wirkte danach so traurig, dass ich nicht wusste, was ich jetzt sagen sollte. Also sagte ich nichts. Jedes Wort wäre jetzt verkehrt gewesen. Er litt. - Er litt meinetwegen.

»Warum nur?«, hörte ich ihn leise fragen.

Er stand auf und sah mich an.

»Ich fahre dann«, sagte er.

»Nein, bitte, bleib trotzdem, bleib noch zum Essen.«

Ich fasste ihn an den Händen und wollte ihn zu der Bank ziehen, auf der er gesessen hatte.

»Nein, ich kann nicht.«

Er ging zu meinen Eltern ins Haus und verabschiedete sich. Ich brachte ihn bis zur Straße. Mich traf noch einmal sein tieftrauriger Blick, dann schwang er sich auf sein Fahrrad.

Da war der Ärmste sechzig Kilometer mit dem Fahrrad zu seiner Liebsten gekommen, um sich eine Abfuhr zu holen. Meine Eltern waren sehr still an diesem Sonntag und Papa sah mich halb besorgt, halb vorwurfsvoll an. Oft habe ich mich an diesem Tag gefragt, wie Hartmut wohl nach Hause gekommen ist. Ob er vor lauter Enttäuschung kräftig in die Pedale getreten oder ob er vor Trauer ganz langsam gefahren ist? Hat er vielleicht unterwegs angehalten und sich an den Straßenrand gesetzt und geweint? Ich war seine erste große Liebe.

Erhard traf ich am Abend und seine erste Frage lautete:

»Hast du es ihm gesagt?«

»Ja.«

»Meinst du, dass er noch einmal wiederkommt?«

»Das glaube ich nicht. Vielleicht wird er mal schreiben«, antwortete ich.

Darauf reagierte Erhard ärgerlich und machte eine abwertende Bemerkung über Hartmut und wir hatten den ersten Streit. Dass ich Hartmut verteidigte, machte ihn misstrauisch und eifersüchtig. Ich aber verstand nicht, warum Hartmut beleidigt werden sollte. Er war nicht anwesend und

konnte sich nicht verteidigen, also tat ich es für ihn. Erhard lenkte ein.

»Lass es gut sein, Lilo. Ich habe nur Angst, dass du ihn noch liebst.«

Mutter gab sich Mühe, Erhard zu akzeptieren. Sie unterhielt sich viel mit ihm und setzte sich zu uns. Vater hielt sich noch nach Wochen zurück und daran merkte ich, dass er Erhard nicht mochte.

Es war Samstag und wir hatten an diesem Nachmittag noch viel zu tun. Erhard setzte sich auf die Bank, nachdem er uns begrüßt hatte. Mit Mama lockerte ich das Blumenbeet auf, zupfte Unkraut und anschließend harkte ich den Hof. Da haben wir alle drei viel Arbeit und Erhard rührt keinen Finger, dachte ich.

»Wo ist denn Erhard geblieben?«, fragte ich meinen Vater, der gerade aus dem Haus kam.

»Er ist im Wohnzimmer.«

Mein Vater sah mich nachdenklich an, dann ging er wieder an seine Arbeit. Ich legte meine Harke zur Seite und ging ins Haus. Da hatte sich der feine Herr aufs Sofa gelegt, als wäre er hier zu Hause.

»Komm zu mir«, freute er sich, als ich an der Tür stand. Ich sagte kein Wort, drehte mich um und ging wieder an meine Arbeit. Vater beobachtete mich, und als sich unsere Blicke trafen, fühlte ich mich von ihm durchschaut. Meine Verliebtheit verlor sich ganz schnell. Erhard kämpfte vergeblich um mich. Da hatte ich doch wahrhaftig geglaubt, dass aus Verliebtheit die große Liebe würde, wenn man sich einem Mann hingegen hatte. Ich fragte mich, was mich an Erhard so fasziniert hatte. Reizte es mich, dass ihn alle Mädchen anhimmelten und ich die Auserwählte war? Oder weil er schon so erfahren wirkte? Oder weil er so toll aussah? Ich wusste es nicht.

Meine Eltern schienen erleichtert zu sein und überredeten mich, nun für immer in den Westen zu gehen.

»Es wird gemunkelt, dass in Berlin eine Mauer zwischen Ost und West gezogen wird«, sagte Mama besorgt zu mir .

»Wie soll denn das funktionieren? Das glaube ich nie und nimmer.«

»Lilo, man weiß es nicht, später wird keiner mehr rauskommen. – Geh nach Krefeld zu Tante Josefa und Onkel Heinrich.«

»Ja, Mama, das werde ich tun. – Ich möchte jetzt wirklich weg.«

»Geh gleich morgen in die Stadt und besorge dir eine Aufenthaltsgenehmigung. Im Moment stellen sie die sofort oder innerhalb weniger Tage aus. Vielleicht hast du Glück.«

»Ja.«

»Oh, Mädchen, um Himmels Willen, rede nur nicht darüber. Sag es auch Erhard nicht«, warnte sie mich. »Er könnte dich verraten, denke daran!«

»Ich sage ihm nichts, ganz bestimmt nicht, Mama. Ich sage niemandem etwas.«

Sie sprach weiter auf mich ein.

»Du weißt nicht, wie er reagiert, wenn er merkt, dass er dich verloren hat. Wenn er redet, könnten sie dich verhaften und wir würden auch abgeholt. Hier im Dorf weiß jeder, dass wir im Westen Verwandte haben. Würden sie erfahren, dass du dort jemanden besuchen willst, dann wüssten sie auch, dass du dort bleibst.«

»Ich glaube nicht, dass mich Erhard verraten würde, aber ich sage nichts, Mama«

Meine Aufenthaltsgenehmigung bekam ich sofort. Meistens musste man viele Wochen darauf warten, zeitweise bekam man sie gar nicht. Damit niemand Verdacht schöpfte, packte ich nur wenige Sachen ein. Keine Kleider, keine Schuhe, nichts, was mich bei einer Grenzkontrolle verdächtig

gemacht hätte. Eine größere Handtasche musste reichen. Abends traf ich mich mit Erhard. Meine Versuche, so fröhlich und munter zu wirken, wie ich immer war, scheiterten, als Erhard sich die Zukunft mit mir ausmalte.

»Ich würde dich am liebsten bald heiraten, ich weiß sogar, wo eine Wohnung frei wird. Lilo, wir beide werden sehr, sehr glücklich werden.«

»Wo wird denn eine Wohnung frei?«, fragte ich scheinbar interessiert.

»Bei Friedrichs im Haus wird die Wohnung frei.«

»Meinst du nicht, dass es viel zu früh ist, darüber nachzudenken?«, versuchte ich vorsichtig das Thema zu wechseln.

Erhard nahm mich in seine Arme und ich wehrte mich nicht, obwohl ich keine Zuneigung mehr für ihn empfand. In der Ferne sah ich Mutter vorübergehen. Ich wusste doch, wie groß ihre Angst um mich war. Erhard hielt mich nicht zurück, als ich mich von ihm verabschiedete. Ein leichter Kuss, dann lief ich nach Hause.

Besonders wohl fühlte ich mich nicht bei dem Gedanken, ihn in dem Glauben zu lassen, dass alles wieder gut wird.

Als ich nach Hause kam, riss Mama die Zimmertür auf.

»Du hast es ihm gesagt«, sagte sie außer sich.

»Nichts habe ich gesagt, er ist vollkommen ahnungslos, Mama«, beruhigte ich sie.

»Ihr habt euch doch umarmt, ich habe es gesehen.«

»Das hat nichts zu sagen, gar nichts. Mama, glaube mir.«

Am nächsten Morgen fuhr ich mit ihr in die Stadt. Keiner, der uns sah, schöpfte irgendeinen Verdacht, dass ich für immer diesen Ort verließ, da wir kein Gepäck bei uns hatten. Als ich in Klötze umstieg und der Zug sich in Richtung Oebisfelde und Richtung Westen in Bewegung setzte, war die Sorge in Mutters Gesicht verschwunden. Sie lächelte mir zu, obwohl ihr mit Sicherheit weh ums Herz war.